

Wider den Immermehrismus

Ein Plädoyer für mehr Gelassenheit im Umgang mit den Herausforderungen der Wissenschaftskommunikation

| ALEXANDER GÖRKE | HANS PETER PETERS | **Der Trend zur Verkündung eigener „Wahrheiten“ scheint zuzunehmen und findet online eine weite Verbreitung. Braucht es eine Kommunikationsoffensive der Wissenschaft, um belegten Tatsachen mehr Gehör zu verschaffen?**

Der Klimawandel ist eine Erfindung der Chinesen.“ Nicht selten genügt ein einzelner Satz, um eine ganze Kaskade von Krisenbeobachtungen und Marginalisierungsängsten in Bezug auf die Rolle und den Einfluss von Wissenschaft in der modernen Gesellschaft auszulösen. Wird zudem die Ignoranz gegenüber wissenschaftlichen Befunden nicht an irgendeinem Stammtisch ausgesprochen, sondern vom mächtigsten Mann der Erde in die Welt getwittert, dann brennt erst recht die Hütte. Man meint geradezu zu spüren, wie „die Wahrheit“ täglich mehr unter Druck gerät, „das Vertrauen“ in „die Wissenschaft“ stündlich schwindet und überhaupt in jedem einzelnen Moment mehr getan werden müsste, damit die irgendwie weltentrückte Wissenschaft mehr Einfluss gewinnt und auf diese Weise dann die Welt gerettet wird. Die Apologeten der Krise haben prakti-

scherweise auch die Instrumente zur Lösung der von ihnen selbst ausgerufenen Krise im Gepäck. Diese könnte man zugespitzt als eine Art akademischen Immermehrismus bezeichnen: Gefordert werden mehr öffentliche Präsenz der Wissenschaft, mehr Wissenschaftskommunikation auf allen Kanälen, mehr Partizipation und mehr Public Engagement.

Allerdings ist dieser Immermehrismus sehr undifferenziert und (gesellschafts-)theoretisch dürftig aufgestellt. Verkannt wird oft, dass die Wissenschaft nur ein Teilsystem einer funktional differenzierten Gesellschaft darstellt. Die Wahrheit, auf die sich vielfach alle Seiten beziehen, ist in diesem Sinne keine gesellschaftsweite Leitwährung. Betriebsunfälle in anderen Teilsystemen tangieren zwar auch die Wissenschaft, aber sie sind ihr eben nicht ursächlich zuzurechnen und von ihr auch nicht zu reparieren. Auch jenseits gesellschaftstheoretischer Erwägungen gibt es gute Gründe, den Forderungen des Immermehrismus mit Gelassenheit, Distanz und Augenmaß zu begegnen. Abseits ausgewählter Einzelprobleme, die sich zu allen Zeiten in allen Gesellschaften finden lassen, läuft im Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft nämlich vieles richtig gut, routiniert, unaufgeregt und professionell.

Der vielbeschworene „Elfenbeinturm der Wissenschaft“ ist seit langem passé; Tore und Fenster der Wissenschaft stehen, um im Bild zu bleiben, weit offen. Man kann hineinschauen oder sogar mitmachen bei „Citizen Science“. Jedes Jahr beginnt ein prozentual wach-

sender Anteil junger Menschen ein Hochschulstudium. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler drängen hinaus in die weite Welt oder werden von der Öffentlichkeitsarbeit der Wissenschaftsorganisationen dazu angehalten. Mit „Wissenschaft im Dialog“ wurde eine Institution geschaffen, die organisationsübergreifend Gelegenheiten zur öffentlichen Kommunikation schafft und koordiniert.

Mehr noch: Wie Befragungen zeigen, haben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der Regel keinen vom Immermehrismus behaupteten Nachholbedarf. Nahezu alle unter ihnen sind davon überzeugt, dass Beteiligung an der öffentlichen Kommunikation eine gute Sache ist, oder halten das sogar für eine ihrer Verpflichtungen. Eine große Mehrheit hat auch selbst Kontakt zur Öffentlichkeit, beispielsweise durch Gespräche mit Journalisten, öffentliche Vorträge, persönliche Websites oder durch Beiträge in sozialen Netzwerken.

Betrachtet man die medienvermittelte öffentliche Kommunikation über Wissenschaft, so dürfte diese heutzutage, was Vielschichtigkeit und Facettenreichtum anbelangt, historisch ziemlich beispellos sein. Wissenschaft ist nicht nur ein Thema für die Wissenschaftsressorts von Print- und Online-Medien oder für das weite Spektrum von TV-Wissenschafts- oder Gesundheitsmagazinen. Praktisch in allen Ressorts finden sich Nachrichten, Berichte und Reportagen, in denen auf die ein oder andere Weise auf Wissenschaft Bezug genommen wird. Darin drückt sich die von Peter Weingart schon in den 70er Jahren diagnostizierte Verwissenschaftlichung der Gesellschaft aus. Auch in der Unterhaltungskommunikation ist Wissenschaft längst angekommen. „Prime Time Science“ reicht von beliebten Krimiserien

AUTOREN



Professor **Alexander Görke** forscht an der Arbeitsstelle Wissenschaftskommunikation/Wissenschaftsjournalismus am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der FU Berlin.



Professor **Hans Peter Peters** arbeitet am Forschungszentrum Jülich zum Schwerpunkt Wissenschaftskommunikation.



Foto: mauritius-images

wie „CSI“ und „Criminal Intent“ über Quiz-Shows bis hin zu Blockbustern, in denen etwa im Science Fiction-Genre die Möglichkeitshorizonte heutiger Wissenschaft durchgespielt werden, nicht selten unter Rückgriff auf wissenschaftliche Berater.

Seit der Verbreitung von Online-Kommunikation sind die Chancen für eine ungefilterte Selbstdarstellung der Wissenschaft enorm gestiegen. Websites von Universitäten und Wissenschaftlern, Blogs, YouTube, Twitter und Facebook ermöglichen die direkte Kommunikation mit einer potenziell großen Medienöffentlichkeit. Bis dahin gab es faktisch ein Verbreitungsmonopol journalistischer Medien mit ihren Selektionskriterien und Darstellungsroutinen. Aber selbst wenn nun Kommunikatoren aus der Wissenschaft Themenauswahl und Darstellungsformate des Journalismus imitieren, bleibt die Darstellung den Selbstdarstellungsinteressen der Wissenschaft verhaftet. Die aktualitätsorientierte Selektion, die den klassischen Journalismus als externen Beobachter auszeichnet, können und wollen wissenschaftliche Kommunikatoren nicht übernehmen.

Die Forderung nach mehr Laien-Partizipation kann das Zusammenspiel der etablierten Systeme Journalismus und Wissenschaft bestenfalls ergänzen aber nicht ersetzen. Wissenschaftskommunikation als schulmeisterliche Belehrung der Bevölkerung durch die Wissenschaft ist mittlerweile zu Recht verpönt.

»Vom ursprünglichen Motiv einer kritischen Auseinandersetzung mit der Wissenschaft bleibt kaum etwas übrig.«

Stattdessen werden nun Dialog auf Augenhöhe und „Public Engagement“ als neue Kommunikationsformen postuliert. Laien sollen bei der Wissenschaft mitreden und mitmachen dürfen. Im Prinzip eine gute Sache; nur gerät dabei leicht die zentrale Funktion Wissenschaftskommunikation aus dem Blick. Die praktische Implementierung des Engagement-Ansatzes fokussiert auf spielerische, unterhaltsame oder kreative Formen der Begegnung mit Wissenschaft, bei denen es weder um Partizipation an der Wissensproduktion noch um Partizipation an der Wissenschafts-Governance geht. Unterm Strich geht es um „Beziehungspflege“ im Interesse der Wissenschaft. Vom ursprünglichen Motiv ei-

ner kritischen Auseinandersetzung mit der Wissenschaft bleibt kaum etwas übrig.

Wir brauchen daher nicht immer mehr Wissenschaftskommunikation, rund um die Uhr und möglichst auf allen verfügbaren Verbreitungskanälen. Erst recht nicht hilfreich ist es, sich an neuen Kommunikationsformen zu berauschen, ohne dabei die Frage aufzuwerfen, ob diese Möglichkeiten auch nur annähernd so leistungsfähig sein werden wie die bestehenden Strukturen der Wissenschaftskommunikation. Es kommt vielmehr darauf an, die neuen Möglichkeiten findig und selektiv zu nutzen, zu prüfen und gegebenenfalls auch zu verwerfen. Die Forderungen des Immermehrismus sind vor allem deshalb riskant, weil sie den Blick dafür verstellen, dass mehr nicht zwingend bessere Wissenschaftskommunikation bedeutet.

Im Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft läuft manches nicht so, wie es sollte, aber vieles auch so gut, routiniert, unaufgeregt und professionell, dass darüber gar nicht erst geredet wird. Insgesamt verfügen wir in Deutschland über solide und krisenfeste Strukturen der (öffentlichen) Wissenschaftskommunikation.